

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung in der Expedition oder den Filialen 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.10 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. (Vestellgeld vierteljährlich 42 Pfg., monatlich 14 Pfg.).

Redaktion: Tauchaer Straße 19/21. Telegramm-Adresse: Volkszeitung Leipzig. Telefon: 13693. Sprechstunde: Wochentags 6—7 Uhr abends (außer Sonnabend).

Inserate kosten die 6 gespaltene Zeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Plakatschrift 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Beliegen von Prospekten ist 8.50 Mk. pro Tausend für die Gesamtauflage, bei Zeilenaufgabe 4 Mk. — Der Betrag ist im Voraus zu entrichten. Schluß der Annahme von Inseraten für die fällige Nummer früh 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag, Expedition und Inseratenannahme: Leipzig, Tauchaer Str. 19/21, Hofgebäude. Telefon: 2721.

Tageskalender.

Im Reichstag kam es zu einem lebhaften Zusammenstoß zwischen dem Kriegsminister und den Sozialdemokraten.

In dem Landfriedensbruchprozeß gegen Berliner Arbeiterlase wurde ein Angeklagter zu neun Monaten und zwei weitere zu je vier Wochen Gefängnis verurteilt; der vierte wurde freigesprochen.

Nach der Scherzpresse wird im Reichsschatzamt eine neue Tabaksteuervorlage ausgearbeitet, die außer einer Erhöhung der Tabaksteuer einen Zollzuschlag von 80 Prozent für ausländischen Tabak vorsieht.

Die Pariser Schuhleute überwiesen der Streikliste der ausländigen Postbeamten 800 Franz.

Matrikularbeiträge und Reichsfinanznot.

Leipzig, 20. März.

II.

Welche Folgen wird nun diese Entscheidung für die Belastung des Steuerzahlers haben? Werden die Matrikularbeiträge beibehalten, so werden die Einzelstaaten sicher den größten Teil des ihnen aufgezwungenen Mehrbedarfs durch Erhöhung ihrer Einkommens- und Ertragssteuern ausbringen. Schafft sich dagegen das Reich genügende eigene Einnahmen, so wäre es auch vom Standpunkt der bürgerlichen Parteien höchst unklug, wenn alle 50 Millionen Neubedarf in Form indirekter Steuern, also von den Massen erhoben würden; wenigstens mit einem Bruchteil müssen dann — eine Erkenntnis, der sich ja auch der Regierungsentwurf nicht hat verschließen können — die Leistungsfähigen, die Zahler der direkten Steuern, herangezogen werden. Auf alle Fälle wird die Finanzreform daher zu einer Erhöhung der direkten Steuern führen. Und das wäre nur recht und billig. Denn das entspricht allein der Erkenntnis, hinter die jetzt auch die „moderne“ Finanzwissenschaft gekommen ist, und die sich kurz in die beiden Sätze zusammenfassen läßt: 1. alle Staatslasten sind nach der Leistungsfähigkeit zu verteilen; 2. die Leistungsfähigkeit wird am besten von den direkten Steuern getroffen. Der gesamte Staatsbedarf, das wäre die logische Konsequenz, ist also soweit als irgend möglich durch direkte Steuern aufzubringen. Praktisch kann bei der heutigen Parteikonstellation dieser Erkenntnis jetzt nicht voll genügt werden. Das besagt aber gar nichts gegen die theoretische Unanfechtbarkeit dieses

Satzes; und alle theoretischen Einwände gegen ihn sind haltlos. Nur zwei von diesen so beliebten Einwänden seien kurz gestreift.

Der eine richtet sich gegen jede Erhöhung der direkten Steuern überhaupt. Da sucht man mit großem Fleiße zusammen, was alles von Staat, von Kreis, von Gemeinde, von Kirche usw. dem Einkommen abgenommen wird. Aber all die großen Bruchteile des Einkommens, die da bereits „konfisziert“ werden sollen, sie können höchstens dartun, daß heutzutage für öffentliche Zwecke überhaupt viel gefordert wird. Weiter können sie gar nichts beweisen, so lange ihnen nicht die entsprechenden Summen als Vergleichsgrößen gegenübergestellt werden, die die Einzelwirtschaften nicht sofort vom Einkommen als solchen, sondern bei andern Gelegenheiten, vor allem bei der Verwandlung des Geldeinkommens in Gebrauchsgüter, meist ohne es zu merken, an die öffentlichen Körperschaften entrichten. Und lediglich auf das Verhältnis, in dem die verschiedenen Formen der Belastung — direkte und indirekte Steuern — an der Aufbringung des Staatsbedarfs beteiligt sind, kommt es doch an. Wahrscheinlich würde nun eine vollständige Verrechnung der gesamten Belastung für öffentliche Zwecke eine noch viel höhere Belastung des Massenkonjums ergeben. Aber selbst wenn sich ein unverhältnismäßiges Ueberwiegen der direkten Steuern herausstellte, so würde dies an sich nur für die Gerechtigkeit des geltenden Steuerhystems sprechen, noch nicht aber ein Argument gegen jede Erhöhung der direkten Steuern abgeben können.

Als zweiten Einwand machen die Gegner von speziell direkten Reichsteuern immer und immer wieder geltend. Reich und Einzelstaaten, so sagen sie, haben ihre besonderen Ausgaben, folglich darf auch jedes seine besonderen Einnahmen beanspruchen. Direkte Steuern den Einzelstaaten, indirekte Steuern dem Reich. Keins soll in des andern Gebiet übergreifen, jeder Versuch, des Reichs, direkte Steuern zu bekommen, gilt von diesem Standpunkte aus als Sünde wider den heiligen Geist der Verfassung. Dem ist zu entgegnen: Bund und Bundesstaaten stellen doch in der ganzen Volkswirtschaft keine Gegensätze dar. Im Grunde verfolgen sie alle öffentliche Zwecke und treten als Zwangsgemeinwirtschaften der Privatwirtschaften gegenüber. Dem einzelnen Steuerzahler ist es ganz gleichgültig, an wen er seine direkten oder indirekten Steuern zu zahlen hat; jedenfalls sind Korporationen da, die sie von ihm fordern, und er muß sie zahlen. Die schließliche Verteilung des Gesamtvertrages ist lediglich interne Angelegenheit der erhebenden Instanzen.

Eine Trennung nach Einnahmequellen zwischen Ober- und Unterglied im Sinne: „die direkte, die indirekte Steuern“ besteht zunächst seit Einführung der Reichserbschaftsteuer tatsächlich gar nicht mehr. Sie ist aber auch geschichtlich sicher nicht zu begründen; mit besserem Rechte

noch könnte man den Einzelstaaten die Erwerbseinkünfte, wie vor allem Erträge der Domänen, Forsten, Eisenbahnen vorbehalten! Wenn das junge Reich zunächst die indirekten Steuern ausbaute, so war das natürlich; hier fand es eine Nische, in die es einspringen konnte, wie wirtschaftspolitisch, so wurde es auch finanzpolitisch der Nachfolger des Zollvereins, während der Partikularismus der Einzelstaaten eifersüchtig sein Monopol in der direkten Besteuerung zu wahren suchte. Von Jahr zu Jahr hat nun aber das Reich neuer Aufgaben sich bemächtigt, Aufgaben, die vordem die Einzelstaaten erfüllten, die sie mit ihren direkten Steuern bestritten, sie hat das Reich übernommen; Ausgaben durfte es damit übernehmen, die zugehörige Deckung jedoch, die entsprechenden Einnahmen will man ihm fortgesetzt vorenthalten.

Welche inneren Beziehungen bestehen denn eigentlich in dem Gegensatz von direkten und indirekten Steuern und dem Dualismus von Reich und Einzelstaat? Genügende, entwicklungsfähige Einnahmen will jedes von ihnen haben; aber dazu bedarf es doch keiner formalistischen Scheidung nach Steuertypen!

Die militaristische Entwicklung, die dem Reiche alle neuen großen Aufgaben zuweist, ihm immer mehr das Schwergewicht im Bundesstaate gibt, sie wird notwendig ihm auch die Haupteinnahmequelle, die direkten Steuern, erschließen. Die Lösung für eine gesunde Reichsfinanzreform muß lauten: Stimmg mit den Matrikularbeiträgen als ordentlichem Deckungsmittel; direkte Steuern für das Reich!

Der Staat als Millionenbauer.

In den klassischen Schriften der bürgerlichen Nationalökonomie liest man, daß der Preis der Waren sich aus drei Teilen zusammensetzt: Lohn; Unternehmerprofit und Bodenrente. Mit anderen Worten will das sagen, daß den Arbeitern von dem Ertrag ihrer Arbeit nicht nur von ihren unmittelbaren Ausbeutern, den Kapitalisten, sondern auch noch von den Grundbesitzern ein Stück weggenommen wird. Während aber die Unternehmer sich ihren Anteil durch eigene Anstrengung und Initiative erobern müssen, brauchen die Grundbesitzer keinen Finger zu rühren; der Tribut, den sie erheben, fällt ihnen durch das Spiel der ökonomischen Kräfte mühelos in den Schoß.

Eine der drückendsten Formen dieses Tributs ist die städtische Bodenrente. In den Großstädten drängen sich große Menschenmassen dicht zusammen, denn große Entfernungen bedeuten Zeitverlust, und unter dem Kapitalismus ist Zeit Geld. Die glücklichen Besitzer des Bodens erheben für die Erlaubnis, dort Fabriken oder Wohnhäuser zu bauen, schwere Abgaben, die aus den Profiten oder Mietzinsen bezahlt werden müssen. So teilen sie sich als

Seuilleton

Die Glücksbude.

Erzählung von Ernst Preerzang.

Nachdruck verboten.

VIII.

Die Glücksbude bekam keinen guten Platz auf der Grevesberger Kirchweih. Sie stand etwas abseits von dem eigentlichen Marktgetriebe, an der Mündung eines Weges, der von der Chauffee durch die Felder kam, an einer langen Gartenmauer entlang und in die budenseitige Hauptstraße des großen Dorfes lief. Mit der Rückseite lehnte sie sich an jene Mauer. Vor ihr unterbrach ein Stück Brachland die Reihe der Gehöfte. Hier wurde neben anderen der Wagen untergebracht. Das Pferd kam in den Stall eines Gasthofes. Er durfte einige Tage verschmausen, der Schimmel, wenn alles seinen normalen Gang hatte.

Die Hitze der vergangenen Tage steigerte sich zu beängstigender Schwüle. Korn und Heu waren herein. Der Landmann gönnte sich nach den Schwelbtagen der Ernte einen Feiertag. In zwei dicken, schwerfälligen Strömen wälzten die Reihler der Besucher sich durch die Feldgassen. Hinauf und hinab wogeten sie. Schon am Mittag, als die Sonne in voller Glut am Himmel stand, von keiner Wolke bedroht, als sie mit ihrem ganzen Feuer auf die Köpfe herabzengte, gab es ein Lärmen, Singen und Jubilieren, das Jeremias die Ohren brummen. Ein gewaltiges Dursten war in den Massen. In den Biergärten und Gasthäusern nahm das Klopfen der Spundhämmer kein Ende. Um drei Uhr begannen auf mehreren Stellen zu gleicher Zeit Fiedel, Klarinette und Brummhörn ihr Konzert. Man tanzte schon.

Jeremias stand in seiner Bude und fertigte die Spieler ab. Das Geschäft stand in keinem Verhältnis zum Besuch. Er kam mit Trude überein, einen besonders wertvollen Gegenstand als Hauptgewinn auszustellen. Sie wählten eine Reitsche mit silbernem Griff. Das sprach sich herum.

Und allmählich verstärkte sich der Andrang, und wurde mit den Stunden so stark, daß beide reichlich beschäftigt waren. Unaushörlich klapperten die Würfel; der Strom der Nidel verstieg kaum auf Minuten. In diesen kurzen Pausen verspürte Jeremias einen besonders heftigen Durst. Gegen seine Gewohnheit trank er eintige Maßkrüge, die Jeremi aus einem nahen Gasthause geholt hatte. Eine leichte Röte stieg ihm in die Wangen; er scherzte mit den Besuchern und rief seiner Frau hier und da ein Wort zu. Er pries seine Waren in einer Weise an, wie Trude es nie vordem von ihm gehört und wie sie selbst es nie gewagt hatte. Aber diese Uebertreibungen erregten das hellste Vergnügen der Zuhörer und lockten immer neue Scharen an. Um fünf Uhr mußte die Kasse in einen Beutel geleert werden. Frau Trude nahm ihn unter die Schürze und brachte ihn im Wagen unter. „Es wird ein regelrechter Ausverkauf“, sagte Jeremias. Er nahm einen Schluck aus dem Krüge, schob die Mütze von der heißen Stirn und rief in die Menge:

Fortuna sitzt auf ihrem Thron
Bei Gertrud Lattenbach und Sohn.“

Gegen Abend erreichte der Trubel seinen Höhepunkt. Die Drehorgeln der Karussells leierten unaufhörlich. In den Schießbuden knallten die Gewehre; der getroffene Löwe brüllte, die Kappe des Harlekins klingelte, der Lamboir schlug einen Wirbel. Von den Tribünen der Schaubuden hallten die heiseren Stimmen der Ausrufer. Die dumpfen, abgerissenen Kommandoworte eines Bärenführers mischten sich mit den Brummklängen des tanzenden Tieres. Eifriger als vorher klopfen die Spundhämmer. Von irgendwoher kam das Geräusch fallender

Regel und die Ausrufe der Aufseher. Die Musik in den Gasthäusern war mickrig und laut geworden. Man hatte die Saalfenster geöffnet. In Schwaden drang der Staub und Tabakqualm heraus. Die jungen Burden hatten sich ihrer Jacken entledigt; die Mütze im Genick, schief die Zigarre im Munde, wälzten sie mit den Mädchen dahin, daß hoch die Röde flogen — jauchend, grölend, trampelnd. Vor den Wirtschaftshäusern lärmten Betrunkene, oder sie zogen Arm in Arm singend durch die Budenstraße. Liebespaare, in zärtlicher Umschlingung, drängten sich durch die Massen, um eine Fahrt auf dem Karussell zu tun oder ihre Glut im nahen Feld zu kühlen. Hier und dort stieg einer mit schiefem Hut und blinkenden Augen herum, den Stock krampfhaft in der Rechten, provozierende Blicke nach allen Seiten hin werfend: wenn nur einer käme!

Und in dem heißen, brodelnden, lärmenden Getöse da und dort eine blinkende Gelmspiße.

Jeremias rief nicht mehr. Mit rosigem Gesicht, aus dem alle Falten verschwunden schienen, stand er still lächelnd hinter seinem Kram und warf Nidel auf Nidel in die Blechkassette. Er träumte davon, daß er nach Schluß der Bude mit Trude Arm in Arm durchs Dorf gehen und sich das lustige Leben noch etwas aus der Nähe betrachten werde. Vielleicht machten sie sogar einen Tanz! Er flüsterte es ihr zu. Sie lachten beide. Ein Schrei schnitt in ihr Lachen hinein. „Jeremi!“ Frau Trude klammerte sich an den Arm ihres Mannes. Der stand starr. Sie stürzte hinaus. In der Gartenmauer, in der Richtung nach dem offenen Felde zu, hatte sie vor wenigen Minuten die gelben Locken des Knaben fliegen gesehen. Er sprang just über einen Graben...

Belangweilt von dem gewohnten Trubel, von Durst geplagt, hatte Jeremi sich in den Schatten der Gartenmauer zurückgezogen und Sauerampfer gesucht. Er zerkaute die saftigen, säuerlichen Blätter und übte sich nebenher im Springen und Rad schlagen. Eine alte Gewohn-

